Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 40 (1936-1937)
Heft: 23

Artikel: Heimat : Erzählung [Fortsetzung]
Autor: Bosshart, Jakob
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-672392

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Am häuslichen Herd.

XL. Jahrgang | Zürich, 1. September 1937 | Heft 23

Herbstlied.

Feldeinwärts flog ein Vögelein
Und sang im muntern Sonnenschein
Mit süßem, wunderbarem Ton:
Ade, ich fliege nun davon,
Weit! Weit!
Reis ich noch heut.

Ich horchte auf den Feldgesang,
Mir ward so wohl und doch so bang:
Mit frohem Schmerz, mit trüber Lust
Stieg wechselns bald und sank die Brust:
Herz! Herz!
Brichst du vor Wonne oder Schmerz?

Doch als ich Blätter fallen sah,
Da sagt' ich: Ach, der Herbst ist da,
Der Sommergast, die Schwalbe, zieht;
Vielleicht so Lieb' und Sehnsucht flieht —
Weit! Weit!
Rasch mit der Zeit.

Doch rückwärts kam der Sonnenschein,
Dicht zu mir drauf das Vögelein.
Es sah mein tränend Angesicht
Und sang: Die Liebe wintert nicht,
Nein! Nein!
Ist und bleibt Frühlingsschein. Ludwig Tieck.

Heimat.

Erzählung von Jakob Boßhart. (Fortsetzung.)

Aus der Stadt war der Sohn hergekommen, um zu helfen, aber nur für einen Tag, wie er gleich erklärte, er sei bis zum Sommer an seine Stelle gebunden. Pauline denke gar nicht mehr an die Rückkehr, es sei ihr in der Stadt wohl genug, und sie nehme an, niemand werde sich zwischen sie und ihr Glück stellen wollen. Das war ein harter Stoß für den Vater: was sollte er ohne die Kinder auf dem neuen Gute anfangen? Er zerrieb seinen Mißmut zwischen den Zähnen und richtete sich wortlos in dem neuen Heim ein.

Die Nachbarn ringsum sahen dem Hantieren aus ihren Scheunen oder durch ihre Fensterscheiben zu, neugierig, was für ein Fisch in ihren Teich geschwommen sei, mißtrauisch, er möchte ihr Wasser trüben.

Den Tobelbauer, dem bis jetzt nur die Bäume und die Sonne in die Stube geschaut hatten, beunruhigten diese stummen Gesichter und spähenden Augen, ein Mißbehagen und das Gefühl der Unsicherheit kamen über ihn, er glaubte sich mitten unter Feinde versetzt.

Auch der Hausrat, der seit hundert und mehr Jahren im Tobelhof gestanden hatte, wollte nicht in die neuen Verhältnisse passen; die Schränke und Tische, Betten und Stühle standen fremd und ratlos da, das Vieh im Stall brüllte, alles, Lebendes und Totes, schien von Heimweh er-

griffen. Nur Grite merkte von alledem nichts, sie ging hin und her, schaffte und hantierte, wie sie noch gestern im Tobelhof hantiert hatte, und fühlte sich schon heimisch.

Der Tobelhans sollte sich in Nesselbach nie zu Hause fühlen. Es gibt Bäume, die sich nicht verpflanzen lassen. Er hatte bis jetzt gewirtschaftet, wie er es von seinem Vater und Großvater gelernt hatte, im Dorf dagegen war man vorgeschrittener, man arbeitete mit ihm unvertrauten Geräten, mit Mähmaschinen, Heuwendern, Sämaschinen, und belächelte den altväterischen neuen Nachbar mit seiner vorsintflutlichen Schwester. Hans Schollenberger, der im Tobelhof so fest auf seinem Acker gestanden hatte, der immer genau gewußt hatte, was zu tun war und wie es zu tun war, kam sich hier als unanstelliger Lehrbube vor; er, der sich noch nie um die Meinung eines Nachbars hatte kümmern müssen, fand sich dem Lächeln und den Sticheleien des ganzen Dorfes preisgegeben.

Zu seinem Gut gehörte ein Stück Weinreben; er verstand vom Rebwerk nichts und überlegte, ob er es nicht fremden Händen anvertrauen sollte, obschon das seinem Stolze zugesetzt hätte. Aber Grite redete ihm das energisch aus dem Sinn, sie traue sich die Arbeit schon zu, habe den andern bereits einiges abgeguckt und werde damit fortfahren, er solle sie nur machen lassen. Er ließ ihr den Willen, und bald war sein Wingert eine Sehenswürdigkeit des Dorfes: einer machte den andern darauf aufmerksam, an Sonntagen lief das halbe Dorf hinaus, um das Wunder zu bestaunen, so viel war seit zehn Jahren im Dorf nicht gelacht und gewitzelt worden. Grite erhielt den Kosenamen Reblaus.

Dazu kam der Kleinkrieg, der vom ersten Tage an gegen den Neueingesessenen geführt wurde, denn seine Verschlossenheit wurde als Stolz angesehen: rasche Nadelstiche, die im Vorbeigehen versetzt wurden, Teufeleien aller Art, gegen die er sich nicht wehren konnte und die in ihm einen ohnmächtigen Groll entfachten, grobe Späße der Nachtbuben; die kränkten ihn in jeder Samstagnacht, warfen ihm den Stoßkarren in den Bach, legten den Kühen im Stall Maulkörbe an, hängten den altmodischen Pflug oder eine Egge an der Dorflinde auf, damit sich am Sonntagmorgen jedermann an ihrer ungewöhnlichen Art ergötzen könne, und was ihnen der Mutwillen sonst eingab.

Und das Gut selber: es blieb dem Tobelbauern fremd und unvertraut, immer verglich er es mit seiner Heimat, immer verlor Nesselbach dabei. Im Tobel hatte er jeden Stein und Zweig gekannt und der Hof ihn, wie es ihm schien. Alles Land, alle Bäume und Büsche hatten sich dort dienstbar und freundlich an ihn und seine Wohnstätte herangedrängt, wie die Herde an den Hirten; stand er auf dem Rain neben dem Hause, so konnte er alles in einer Wendung überschauen und auch den entlegensten Winkel mit den Augen grüßen. Wie anders in Nesselbach! Da waren die Wiesen und Äcker wie vom Wolfe auseinandergesprengt, als schmale, kaum geduldete Streifen zwischen feindliches Land eingezwängt, ohne Zusammenhang und Band, überall Marksteine, die wie Polizisten dastanden und Beachtung heischten. Das Haus stand an der Hintergasse, an ein anderes angelehnt, es hatte alle Freiheit und Selbständigkeit eingebüßt und duckte sich wie ein Knecht unter Knechten. Davor erhoben sich die hochmütigen Giebel der Hauptgasse und überwachten es mit scheelen Augen. Nein, der Tobelhans würde mit diesem Haus und diesen Feldern und dem, was daraufstand, nie Freundschaft schließen können, dazu war er zu alt. Jeder Tag, auch wenn er herzhaft begonnen hatte, ertrank in Mutlosigkeit.

Das Schlimmste aber war, daß der Tobelhans von seinen Kindern ganz im Stich gelassen wurde. Heinrich war im Heuet für ein paar Tage ins Dorf gekommen und dann nach einer heftigen Auseinandersetzung wieder gegangen, Pauline ließ sich nie mehr blicken, aus Furcht, festgehalten zu werden. Beide waren in der Stadt von der Liebe umstrickt worden, wie es bei jungen Leuten, die zwanzig Jahre in der Einsamkeit gelebt hatten und dann in ein großes Menschentreiben gerieten, notwendig sich ereignen mußte. Diese Liebesverhältnisse wogen alle Mahnungen des Vaters und alle Gewissensbisse hundertmal auf. So waren die beiden auf bestem Wege, für immer im niedrigen Stadtvolk unterzugehen, das keinen Fleck Erde sein eigen nennt, dessen Welt die Wirtsstube, die öde Mietwohnung und die Fabrik ausmachen.

Der Tobelhans und Grite mußten sich den Sommer über fast zu Tode mühen, ohne doch mit aller Arbeit rechtzeitig zu Rande zu kommen. Ein Knechtlein, das man angestellt hatte, war nach ein paar Wochen davongelaufen, weil ihm der Dienst zu streng war.

Als sich dann im Herbst infolge der Überanstrengung bei Grite allerlei Gebresten einstellten, die ihre Gemütsart noch schartiger und kratziger machten, entschloß sich der Tobelhans, das Gut wieder zu verkaufen, um sich irgendwo ein kleineres zu erwerben. Grite hatte nach kurzem Sträuben ihre Einwilligung gegeben; nachdem sie erfahren hatte, daß sie unter dem Namen Reblaus im Dorfe umgehe, hatte sie einen unversöhnlichen Haß auf alle „Mölche" geworfen.

Erleichtert verließen die beiden Nesselbach und mieteten sich vorläufig in einem leeren, halb verlotterten Hause ihres Heimatdorfes ein. Grite ging gleich folgenden Tags von Haus zu Haus und sah sich nach Arbeit um: sie wollte, bis sie wieder etwas Eignes hätten, als Tagelöhnerin ihr Brot verdienen. Ihr Bruder dagegen verkroch sich in seiner Stube, als müßte er sich nach dem mißlungenen Versuch vor aller Welt schämen.

Wie er sich so zum Müßiggang verurteilt hatte, erwachte in ihm eine unsägliche Sehnsucht nach dem Tobelhof und nach dem früheren Leben, das Unrecht, das man ihm seiner Meinung nach zugefügt hatte, stellte sich riesengroß und immer schreiender vor ihm auf. Schon in Nesselbach waren seine Gedanken, sobald sie abkommen konnten, ins Tobel entflogen; jetzt, da ihm zum Sinnen unbeschränkte Zeit blieb, erschien ihm der Hof immer mehr in verklärtem Licht, wie in der Zauberbeleuchtung eines Traumes. Vom Morgen bis zum Abend und vom Abend bis zum Morgen wurde er zwischen Zorn und Sehnsucht hin und her getrieben, ohne daß er einen Ausweg zu finden vermochte. Stundenlang ging er in seiner Stube auf und ab mit geballten Fäusten, Selbstgespräche vor sich hermurmelnd.

Er fühlte wohl, daß er dabei innerlich zernagt wurde, daß er nur noch der Schatten des alten Tobelhans war, aber er vermochte nichts dagegen zu tun. Auf Zureden der Schwester machte er ein paar Gänge, um ein neues Gütchen zu finden, dann gab er es auf; die Erfahrungen, die er in Nesselbach gemacht hatte, würden sich ja doch wiederholen, und einen Tobelhof würde er nie wieder finden.

Einmal, als er es nicht mehr aushalten konnte, eilte er in die Stadt zu seinem Winkelagenten mit der Frage, ob denn gar nichts mehr zu machen sei. Er wußte ganz wohl, woran er war, aber er mußte wieder einmal sein Herz ausschütten, sich für einen Tag kopfüber in eine Selbsttäuschung hineinstürzen. Vom Anwalt ging er in ein Wirtshaus, in dem er früher beim Besuch der Viehmärkte einzukehren pflegte, er war sicher, dort ein paar Bauern und Fuhrleute anzutreffen, die geduldig genug waren, sein Unglück anzuhören, die bei seinen Reden unter ihren Schirmkappen und breiten Hüten hervor funkelnde Augen machten und mächtig ausspuckten, auch etwa mit den derben Fäusten auf den vom Bier klebrigen Tisch schlugen. Fast einem jeden von ihnen war auch schon einmal irgendein Unrecht geschehen, das nun hier beim Bier oder Branntwein und unter den Zornausbrüchen des ihnen als friedfertig bekannten Tobelbauern wieder in ihnen zu brodeln begann. Wie überheizte Öfen hockten sie da, und Hans Schollenberger tat es wohl, das Feuer in ihnen zu schüren und so seine eigene Glut zu entladen. Von da an fand er den Weg ins Wirtshaus öfter.

War er allein zu Hause oder lag er schlaflos im Bett, so haderte es beständig in seiner Brust, dunkle Pläne stiegen vor ihm auf, verbrecherische, staatsgefährliche Gedanken. Er hatte einst vom Bauernkrieg gehört, er hatte Bilder gesehen, auf denen ein ganzes Volk mit Sensen, Karsten und Heugabeln auszog, entschlossen, irgend etwas Ungerades wieder gerade zu machen. Warum taten sich die Bauern nicht wieder zusammen wie einst, um sich an den Herren zu rächen? Sie waren doch die Mehrheit! Manchmal sah er sich an der Spitze einer solchen Schar; er wußte genau, wohin er sie zu führen hatte, und es bereitete ihm eine Art Wonne, in die Bajonette zu rennen oder sich vom Militär niederschießen zu lassen, das war doch ein Ende ohne Erniedrigung! Oder es kam ihm der Wunsch, eine ungeheure Wassersnot möchte über das Land hereinbrechen, den Tobelhof mit allen, die dort am Werk waren, fortspülen, das ganze Tal verwüsten und ihn selber wegschwemmen. Zur Arbeit wurde er immer unfähiger; der Wurm, der in ihm nagte, trieb ihn her und hin und immer wieder zum Wein. Und da er in den guten Wirtschaften keinen Anklang fand und manchmal Spott und Zurechtweisungen einstecken mußte, schlich er sich schließlich wie ein Schelm in die verborgenste, schmutzigste Kneipe des Dorfes, wo er sich fern von richtenden Blicken in Wein und Lärm betäubte. Seine Gesellschaft bildeten ein paar armselige Dorflumpen mit verwüsteten Gesichtern und abgestumpften Blicken, mit verwilderten Haaren, in denen Heu- und Strohhalme

vom Nachtlager hängengeblieben waren, in Kleidern, aus denen Knie und Ellbogen schauten. Sie hörten ihm für ein paar Schnäpse gerne zu, freuten sich über den neuen Bruder und begriffen nur nicht, daß einer mit ganzen Hosen sich zu ihnen setzte, und daß man beim Trinken so viel sprechen mochte.

Wenn der Tobelhans aus einem Rausch erwachte und seine Augen hell wurden, sah er seine Verkommenheit wohl ein, und dann legte sich das Heimweh nach seinem Hof mit doppeltem Gewicht auf ihn. Er hatte sich vorgenommen, den Tobelhof nicht mehr zu sehen; aber eines Tags, da ihm gar so elend zumute war, stieg er doch auf einem langen Umweg über den Berg in sein Paradies hinauf, allen Leuten aus dem Wege gehend, als hätte er ein Verbrechen vor. Als er aus dem Walde heraustrat und den Hof zu seinen Füßen in Sommersonne und Mittagsglanz sah, krampfte sich seine Brust so schmerzhaft zusammen, daß er niedersitzen mußte.

Im Hause hatten sich Italiener eingenistet, vor den Fenstern, auf dem Gartenzaun, dem Brunnenstock, dem Holunderbusch, überall hingen schmutzige Kleider, am Bach knieten zwei Weiber auf einem Brett und wuschen Hemden und Strümpfe von allen möglichen Farben, viele Fensterscheiben waren zerschlagen und die Öffnungen mit Papier verklebt, das Scheunentor war verschwunden, vielleicht auf dem Herd verbrannt worden, die Hofreite war kotig wie eine Lehmgrube. Die Bäume seines Obstgartens waren verschwunden, und zwei Kerle waren eben daran, den Nußbaum, die Zierde und den Stolz des Hofes, zu fällen; der Bauer hörte deutlich das Singen der langen Waldsäge im Stamm. Wie munter sie klang! Wollte sie ihm absichtlich wehe tun?

Lange sah der Tobelhans unverwandt auf den Hof hinab, bis es schließlich wie ein Traum über ihn kam und er von all dem Hantieren und Zerstören nichts mehr hörte. Nur das wohlbekannte Rauschen des tätigen Baches, das er unten im Dorf schon so oft vermißt hatte, hielt sein Ohr gefangen und plauschte und plauderte zu ihm. Da begann sich bei der sanften, eintönigen Musik das Tal mit Bildern zu füllen, alles, was Hans Schollenberger auf dem Hof einst erlebt, stieg farbig und lebendig aus dem Boden auf, seine sechzig Jahre zogen in unzusammenhängender Gestaltung wie windverwehte Stücke eines leuchtenden Regenbogens an seinem Auge vorüber. Was Glück ist, war ihm früher bei der Eintönigkeit seines Tagewerks und der Gleichförmigkeit seines Denkens und Fühlens nie recht zum Bewußtsein gekommen, jetzt entdeckte er mit verwunderten Augen, daß ihm einst ganz wonnige, glückliche Zeiten beschieden waren. Seltsame, längst vergessene Erinnerungen wandelten leise über den Hof, legten sich in Wiese und Acker an die Sonne oder zogen sich in den Schatten der Erlenbüsche zurück. Dinge, die ihm früher nicht der Erwähnung wert geschienen, Nichtigkeiten und flüchtige Eindrücke hatten in irgendeinem Winkel seines Gedächtnisses geschlummert und geduldig auf die Zeit gewartet, da sie wieder ans Licht treten durften. Und nun waren sie da, wie farbige Kindermärchen:

Es war an einem Frühlingstag, Hans hatte als Knabe an der jungen Sonne gesessen und aus gelbem Lehm eine Stube und einen Stall mit Menschen und Kühen gebildet, während seine Mutter im nahen Acker arbeitete. Er fühlte die Sonnenstrahlen, die ihn vor bald sechzig Jahren umschmeichelt hatten, jetzt noch durch die Kleider dringen und ihn behaglich bis ins Mark der Knochen erwärmen; er fühlte den kühlen, feuchten Lehm an den Händen, sah ihn unter dem Druck der Finger Gestalt annehmen, bis dem Künstler auf einmal die freudige Erleuchtung kam, die zwei aneinandergeklebten Kügelchen von ungleicher Größe, die auf zwei festen Säulchen standen, seien das Ebenbild seines Vaters. Mit welchem Stolz stellte er sein Kunstwerk zu den Kühen in den Stall! Er sah die Mutter auf seinen Ruf herbeikommen und sich lächelnd über ihn und sein Werk bücken, er hörte sie mit guter Stimme sagen: „Wenn du nun noch machen kannst, daß der Vater die Kühe an einen Strick nimmt und hinausführt und daß die Kühe Milch geben und muh machen, so bist du ein großer Hexenmeister!" Drauf hatten sie einander mit glänzenden Augen angesehen und laut zusammen gelacht, und das Lachen der guten Frau, die sich auf dem Hof nie recht heimisch gefühlt hatte und nun längst zu Erde vermodert war, trieb dem alten Kerl beinahe das Wasser in die Augen. Und auf einmal wußte er auch wieder, wie es tat, wenn sie ihm mit der Hand durchs Haar fuhr, mit ihrer kleinen, von der Arbeit verunstalteten, rissigen Hand, die trotz ihrer Härte so weich streicheln konnte.

Dann schwebte ein Sonntagmorgen heran. Hans ritt auf dem Rücken eines gutmütigen

Paul Rüetschi (Suhr): „Der Jakob beim Buttermachen."

Ochsen zwei-, dreimal ums Haus, vom Vater sorglich gehalten, und lachte halb vor Behagen, halb aus Verlegenheit, weil ihn auf seinem hohen Sitz doch etwas Furcht beschlich. Wie deutlich sah er den Tag vor sich: am Himmel weiße Wolken, deren Schatten für Augenblicke die Sonne auf dem Hof auslöschten; Mücken und Fliegen surrten in Schwärmen vom Boden auf, wenn der seltsame Reiter nahte, und brausten mit den Flügeln kräftig zusammen, von Sommer- und Lebenslust erfüllt, und über ihnen schaukelten sich und leuchteten ein paar Bläulinge. Im Brunnentrog glitzerte das Wasser, das von der Röhre hoch hineinfiel, Spatzen badeten im Staub und schlugen die Flügel. Sonst große Sonntagsstille auf dem Hof, nur hie und da das Klirren einer Pfanne aus der Küche und hinter dem Haus ein Hahnenschrei, der keck in den leuchtenden Sommertag fuhr, damit der Glanz auch Stimme hätte.

Das Leuchten ringsum weckte seine erste Kindererinnerung. Es war in der Zeit, da er kaum gehen konnte, er lag auf dem Rain im Schatten eines Schlehenbusches und zwar zum Überfluß noch von einem großen Schirm überdacht. Unten dehnte sich ein blühendes Lewatfeld aus, in dem Vater und Mutter gebückt standen und Unkraut ausjäteten. Das Bild des gelben glänzenden Ackers hatten seine Augen sechzig Jahre getreulich festgehalten. Warum? Es mußte ein freudiges Ereignis gewesen sein, denn Hans Schollenberger fühlte jetzt noch, wie damals etwas Weiches, sich leise Dehnendes ihm die Brust erfüllte. Hatte er unter dem Schlehenstrauch zum erstenmal Farbe empfunden? Hatte der mächtige Goldglanz seine schlummernde Seele geweckt? Er stellte die Frage nicht, er dachte den Erinnerungen überhaupt nicht nach, er gab sich nur dem wonnigen Gefühl hin, das ihn damals durchsonnte und das bis zur Stunde wunderbar in ihm geschlummert hatte.

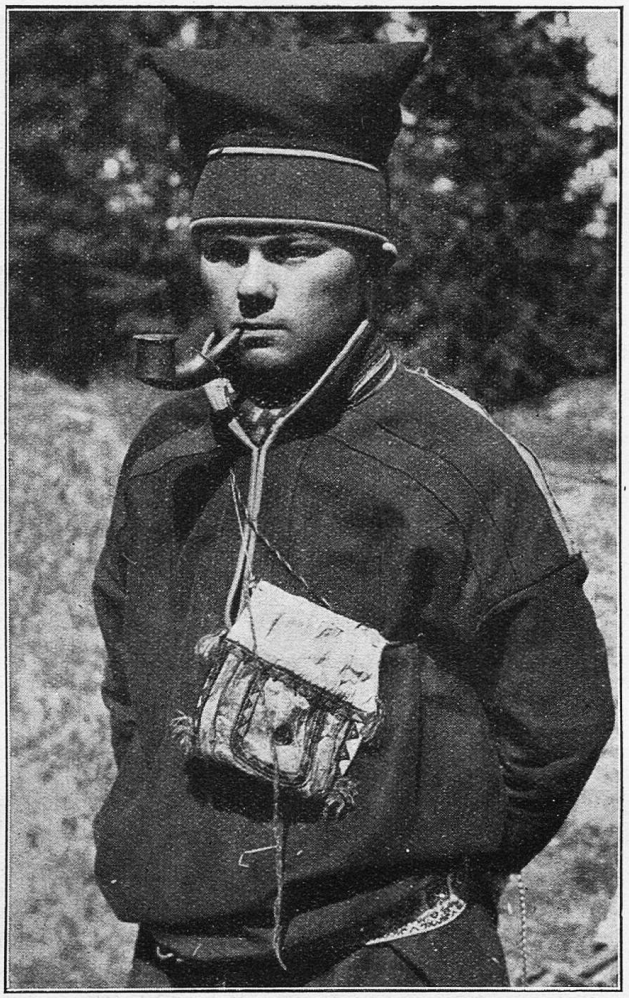
Nach dem goldenen Tag fiel ihm ein roter ein. Es war viel später, er mochte zwölf oder dreizehn Jahre alt sein. Der Herbst lag in der Luft, und die Sonne hatte Mühe, tagsüber den schweren Tau vom Gras wegzutrinken. Der Buchenwald und alle Büsche und Hecken waren rot, das Laub der Birnbäume wie mit Wein übergossen. Auf dem Hof war damals eine ganz junge Magd, kaum drei Jahre älter als Hans. Sie hieß Rosine und trug stets ein rotes Tuch um den Kopf. Rosine und Hans sollten Äpfel auflesen, die der Nebel in der Nacht vom Baume gelöst hatte. Hans hatte seinen nichtsnutzigen Tag und fand es bequem, das Bücken dem Mädchen zu überlassen, sich im Gras auszustrecken und an einem Apfel zu kauen. Rosine aber verstand es nicht so, und als er ihr gar auf ihre Ermahnung hin eine lange Nase machte und sie ein faules Maidlein nannte, fuhr sie zornig auf ihn los, um sich Achtung zu verschaffen. Er setzte sich zur Wehr und bemerkte bald zu seiner nicht geringen Verwunderung, daß er dem Mädchen gewachsen war. Sie hatten sich umschlungen und rangen miteinander, bis Rosine schließlich herausstieß, er solle aufhören, sie könne nicht mehr. Keuchend und erschlaffend beugte sie sich vornüber und lehnte den Kopf gegen seine Schulter. Er fühlte ihren Atem heiß und stoßweise an seinem Hals hinabstreichen und dachte: Sind die so schwach? Er wollte seinen Sieg ausnutzen, sie ins Gras werfen und dann recht tüchtig auslachen; aber wie er sie wieder fester fassen wollte, legte sie ihre Lippen behutsam, wie wenn er es nicht merken sollte, auf seinen Mund, küßte ihn leicht wie ein Windhauch und flüsterte: „Du Wüster!" Da ließ er sie los; er wollte sie ausschelten, fand aber kein rechtes Wort dazu und wußte nur, daß er auf das freche Ding recht böse war. Schweigsam sammelten sie die Äpfel in den Korb und suchten dann die Erwachsenen auf. Sie waren so fleißig an jenem Tage, daß sie gelobt und zu weiterem Wohlverhalten ermuntert wurden. Von da an wichen sie sich aus, das Zusammensein war ihnen unbehaglich, sie konnten sich nicht mehr gerade in die Augen sehen, nicht mehr miteinander sprechen. Kein Zweifel, sie waren sich spinnefeind geworden. Als Rosine ein Jahr später den Dienst verließ, redete Hans sich ein, er sei froh, daß das einfältige Geschöpf fortgegangen sei; aber er gewahrte plötzlich, daß der Hof seit ihrem Weggang ein andres Wesen angenommen hatte, und in der ersten Nacht fing er, ohne zu begreifen, wie es so kam, auf einmal laut zu heulen an, daß die Mutter sich erhob und ängstlich fragte, was ihm sei. Er entschuldigte sich mit Zahnweh und nahm auf den Rat des Vaters, der auch erwacht war, einen tüchtigen Schluck Schnaps auf die Zähne, der ihm den Mund verbrannte und ihm so einen verständlichen Grund zum Weinen gab.

Nach der ersten Liebesmorgenröte kam in Wärme und Glanz die Liebessonne. Seine Frau saß vor ihm wie damals, als er sie fragte, ob

sie bei ihm bleiben wollte. Auch sie war als Magd ins Haus gekommen, ein Kind armer Leute unten im Land. Es war an einem Sonntag zwischen der Heu- und Kornernte, sie saßen sich gegenüber am Bach im Schatten eines Haselnußstrauches. Er sah sie fast deutlicher als damals: sie hatte sich ein paar blaue Federn, die einem Häher aus dem Flügel gefallen waren, ins blonde Haar gesteckt. Sie war so zierlich und sauber wie eine dieser Federn. Als er ihre Hand ergriff und mühsam die schwere Frage vorbrachte, fing sie zu weinen an. Er wurde ganz verlegen und wollte sie aufrichten; da er keine Worte fand, streichelte er ihr das Haar. Sie ließ es ruhig geschehen und wurde still, sie war wie ein Kind. Dann sagte sie zu ihm: „Ich möchte schon bei dir bleiben, aber ich würde bald wieder gehen müssen; es vergeht keine Woche, daß ich nicht von einem Sarg oder von schwarzen Kirschen träume." Er hätte, um ihre Bedenken zu verscheuchen, sie gern recht tüchtig ausgelacht, aber er vermochte es nicht. Da umschlang und küßte er sie, bis sie lächelte und er feuchte Augen hatte. Die langjährige Angst, für den Hof die rechte Bäuerin nicht zu finden, war nun von ihm genommen, das hatte ihm das Wasser in die Augen getrieben.

So drangen die Bilder auf den Tobelbauern ein, erst die kleinen, bedeutungslosen, die wie Schmetterlinge farbig und leicht und flüchtig heranschwebten, dann die großen, die Schicksale bedeuteten: ein Hochzeitszug, ein Tauffest, eine Gräbt, eine Wassersnot, die ihm sein drittes Kind fortschwemmte. Er verweilte bei allen mit Andacht, durchlebte, die ihm besonders lieb waren, zwei-, dreimal, und als ihm dann zu Sinn kam, daß man ihm seine Jugendwelt gestohlen hatte, daß er nun einen grauen runzligen Kopf habe und in seinen alten Tagen noch ins Trinken geraten sei und allen Stolz verloren habe, wurde ihm namenlos traurig zumute.

Den ganzen Tag verträumte er oben am Waldrand über seinem Hof. Als er sich erhob, um zu gehen, sprang ihm etwas Schwarzes aus dem Wald entgegen; es war seine Hauskatze. Sie war auf dem Hof geblieben, unter die Jäger gegangen und nährte sich nun vom Raub. Sie schoß ihm gegen die Beine, rieb sich Backen und Ohren an seinen Schuhen und Waden und schnurrte zufrieden dazu. Er streichelte sie und lobte ihre Treue und Anhänglichkeit, er fand sie aber verwildert und verwahrlost und redete sie



Junger Lappe.

freundlich und teilnehmend an: „Wir gleichen einander, wir sind die einzigen, die dem Hof Treue halten, aber es geht uns schlecht, wir sind heruntergekommen, wir sind Lumpen geworden. Das soll nun anders werden, Peter, komm mit mir, ich trag' dich ins Dorf hinab, ich kann dich wohl brauchen, wir können dann miteinander reden."

Sie war nicht ganz gleicher Meinung; als er sie fassen wollte, entwischte sie ihm und floh in den Wald. Sobald sie sich in Sicherheit fühlte, wendete sie sich mit schlauer Miene nochmals um und miaute freundlich, wie zur Entschuldigung. Dann verschwand sie im Gestrüpp. Ja, sie war ihm überlegen.

Von da an stieg der Tobelhans jeden Tag zu seinem Hof hinauf und ließ sich durch kein Wetter abhalten. Er verfolgte den Gang der Arbeiten oder saß sinnend hinter einem Busch oder Baum, wo ihn niemand beobachten konnte.

(Schluß folgt.)